

(Nachdruck verboten.)

81 „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett
Von Karl Fischer.

In einer großen Fensternische waren auf einen langen Tisch die in der Küche gefüllten Eßtübel hingestellt. Im Gänsemarsch defilierte die ganze Kompagnie dort vorbei, wo hinter jedem Kübel ein Soldat des alten Jahrganges mit dem Schöpflöffel die Rationen in die untergehaltenen Flinten verteilte. Zuerst kam die alte Mannschaft daran, dann die Rekruten. Die Alten betrachteten die Rekruten mit ironisch lächelnden Blicken.

Bolter hatte keinen Appetit, mußte sich aber doch seine zwei Flinten fast bis an den Rand füllen lassen. Wieder auf der Stube angekommen, sah er sich seine erste Militärkost kritisch an. Das dünne Etwas in der einen Schüssel sollte wohl eine Griessuppe oder ähnliches darstellen, und in der anderen befand sich ein dicker, gelber Erbsenbrei. Als Kulage schwamm oben ganz verlassen ein kleiner Würfel Schweinefleisch, der weit über die Hälfte aus purem Fett bestand.

Die anderen Rekruten seiner Korporalschaft stoßerten in ihren Näpfen herum und brachten kaum ein paar Löffel über die Lippen. Jeder las in des anderen Gesicht die eigenen Gedanken.

Der Gefreite, der mit am Tische saß und sich's trefflich schmecken ließ, wunderte sich gar nicht.

„Ihr werdet's schon noch essen lernen!“ rief er über den Tisch. „Paßt nur auf, wenn's ans Exerzieren geht! Sollt mal sehen, wie's dann schmeckt! — Was Ihr übrig laßt, schüttet Ihr draußen auf dem Hof in die Abfalltonne. Dann spült Ihr Eure Flinten am Brunnen sauber und stellt sie wieder in Euern Schind.“

Die Abfalltonne war schon ganz gefüllt. Der Appetit auf Erbsenmus war also bei den Rekruten nicht groß.

Von nun an gab es für die Rekruten kaum eine Minute freie Zeit. Korporalschaft nach Korporalschaft mußte in den Waschkraum. Dann wurde jeder einzelne gemessen, gewogen, ärztlich untersucht. In langer Reihe standen stets die Rekruten, und wie Stückware wurde einer nach dem anderen vorgenommen und nach seiner Größe registriert.

Jeder Rekrut mußte dann seinen Lebenslauf schreiben. Der Korporalschaftsführer las von einem Zettel die Fragen ab, die jeder in seinem Lebenslauf zu beantworten hatte. Welche Schulen er besucht, ob die Eltern vermögend, welchen Vereinen er angehörte, ob er vorbestraft, und wieviel er in seinem Zivilberuf verdiente und dergleichen mehr.

Bolter fiel diese Beantwortung leicht, wenn er sich auch im stillen fragte, wozu er das alles mitteilen sollte. Ihm gegenüber saß Weidemüller. Diese Schreibearbeit machte ihm Kopfzerbrechen. Seinem Gesicht konnte man es ablesen, daß ihm vielleicht Holzspalten leichter fallen würde, als mit der Feder zu hantieren. Grestker kam die Sache komisch vor, und mit zwinkernden Augenlidern kramelte er auf dem Papier frisch darauf los. Einige schielten auf die Papiere der anderen und suchten zu ergründen, wie sie ihr bisheriges Leben im Lebenslauf bearbeiten sollten.

Die Zeit bis zum Abend wurde mit Entgegennahme des Putzzeuges, der Wickskästen, der Mützen und Stiefel ausgefüllt.

Nach einem Tage voller Entbehrung und Ueberwindung war für Bolter endlich Ruhe eingetreten. Nach dem Pappenstreich kam er auf seinem Strohsack zum Nachdenken. Wie ein kleines Stück fester Boden kam ihm sein Lager vor, um das sich rings herum ein schwarzes, sumpfiges Moor ausbreitete. Ein Grauen durchschüttelte ihn. Ekel — nichts als Ekel empfand er vor dem ganzen Militär — vor dem Zwang, der aus dem Menschen eine willenlose Maschine macht. Schaudernd sah er in seiner überhitzten Phantasie junge Soldatenleiber zu Tausenden und Tausenden — ohne Willen — auf Winke und Worte sich bewegen! Massenfleisch! Grauenhafte Traumgestalten ließen ihm während der

Nacht keine Ruhe. Schlaflos wälzte er sich auf dem harten Strohsack. Mit erschreckender Deutlichkeit stand vor seinen Augen der Gedanke: „Zwei Jahre noch so wie heute!“ Einzelne Momente des vergangenen Tages spiegelten sich in seinem Gedächtnis wider. Seine ganze Selbstbeherrschung mußte er aufbieten, als er beim Kammerunteroffizier aus einem Haufen alter gestickter, vor lauter Schußschmiere schon ganz wabblig gewordener, zum Teil schon verschimmelter Stiefel sich ein Paar anpassen mußte. Wie er da zu lange gesucht hatte, wurde er einfach vom Sergeanten zur Tür hinausgeschoben, und das erstbeste Paar Stiefel flog ihm nach. Die Worte „Ihr Hammel! Ihr dreißigen!“ summten ihm noch in den Ohren.

Gegen Morgen muß es schon gewesen sein, als er fühlte, daß ihm der Schweiß von der Stirn perlte.

Das Gesicht des Sergeanten von der Nebenstube wollte ihm nicht aus dem Kopf. Diese grauen stehenden Augen fühlte er jetzt noch auf sich gerichtet. Von allen Unteroffizieren flöhte ihm dieser die größte Besorgnis ein.

Erschreckt fuhr er plöblich empor. Irgendetwas mußte geschehen sein.

Im Halbschlaf vernahm er deutlich einen entfernt klingenden wüsten Schrei.

Furchtsam blickte er sich um.

Alle Rekruten seiner Stube waren schon lebendig und stiegen aus den Betten.

„Na, Sie! Sie denken wohl, Sie sind noch zu Hause? Was? Wollen Sie wohl gleich aufstehen!“ mit diesen Worten zog ihm der Sergeant, an den er eben noch dachte, die Decke vom Bett.

Hastig kletterte Bolter von seinem Lager und kleidete sich an, müde und mißmutig — wie zerklagen.

Unter Leitung des Stubengefreiten wurde die Stube in Ordnung gebracht. Die Strohsäcke aufgeschüttelt und glatt gelegt — ausgekehrt — Wasser vom Brunnen geholt und gewaschen.

Bolter war so abgespant nach der aufregenden Nacht, daß er rein mechanisch tat, was ihm befohlen wurde. Die verwunderten Augen einiger Rekruten seiner Korporalschaft beim Anblick des dünnen Morgenkaffees ernüchterten ihn erst wieder. Der Korporalschaftsführer war im Verschlag auch schon aufgestanden und hatte sich in einem kleinen Kännchen aus der Küche seinen Kaffee holen lassen.

Nach dem Frühstück erklärte der Unteroffizier den Rekruten, was sie sich noch alles anzuschaffen und zu kaufen hätten.

„Und dann,“ sagte er weiter, „setzt Euch hier an der Wand diese Kriegsartikel und Eure direkten Vorgesetzten an.“ Damit deutete er auf ein paar beschriebene Bogen, die an einem schwarzen Brett befestigt waren.

„Gabt Ihr alles auswändig zu lernen!“

Jeder vertiefte sich sogleich eifrig in das Studium der Bogen. Mieschäke langte sich ein kleines Notizbuch aus der Tasche und fing an, sich alles, was zu lernen war, aufzuschreiben.

„Der ist schlau!“ gentsche Grestker aus seinem Mund. „So mach ich's auch!“ Damit schielte er, mit einem pffiffig sein wollenden Lächeln, die andern an.

Weidemüller schien das Geschriebene gar nicht entziffern zu können. „Was soll'n das heißen? Du Duffour?“

„Der Mensch kann nicht mal lesen!“ rief Mieschäke lachend. „Perl, das heißt du Duffour! Das ist unser Major. Sicher ein früherer Franzose.“

„Das ist der Generalmajor,“ forrigierte der Korporalschaftsführer, „und heißt du Düffur!“

„Raustreten!“ erschallte es laut draußen im Flur.

„Los, alles raus!“ befahl der Unteroffizier.

Sämtliche Rekruten mußten sich in Flur in einer langen Doppelreihe aufstellen. In einer Fensternische saßen der Feldwebel und einige Unteroffiziere der Kompagnie an einem Tisch.

Der Feldwebel, mit einer kleinen dicken Notizenmappe zwischen seinen Rockknöpfen, so daß sie halb zu sehen war, stand auf und trat vor die Front,

„Wenn jetzt der Hauptmann von der neunten Kompagnie kommt,“ rief er laut, „kommandiere ich: Stillgestanden! Da hat sich keiner mehr zu rühren! Verstanden? Alles hat den Herrn Hauptmann anzusehen!“

Raum hatte der Feldwebel ausgesprochen, als am Nebereingang Sporen klirrten.

„Stillgestanden!“ schrie er laut.

Keiner der Rekruten wagte sich zu regen. Auch sämtliche Unteroffiziere standen still. Man vernahm nur die Schritte des Hauptmanns und des Feldwebels, der ihm entgegengehend und Meldung machte, daß sämtliche Rekruten der ersten Kampagne zur Stelle seien.

„Nührt Euch!“ kommandierte der Hauptmann.

„Leute! Ihr seid zusammengerufen worden, damit Ihr in der Kompagniekasse Eure Ersparnisse deponieren könnt, die dort sicherer aufgehoben sind, als in Euren Brustbeutel. Jeder von Euch darf nicht mehr im Besitz haben als fünf Mark! Was darüber ist, gibt er ab.“

„Warum sollen wir denn unser Geld abgeben?“ frug Weidemüller den Wetzschke leise.

„Du hast's ja gehört!“ antwortete der. „Damit es uns nicht gestohlen wird.“

„Na, ich geb meine paar Mark nich ab,“ sagte Weidemüller in sich hinein. „Die Krieg ich doch nicht wieder.“

Am Abend des ersten Sonntags fand Volter die erste Gelegenheit, seiner Braut einige Zeilen zu schreiben:

„Meine liebe Grete! Jetzt habe ich endlich ein Stündchen freie Zeit, um Dir den ersten Brief zu schreiben. Du machst Dir keine Vorstellung, wie mir zumute ist. Es tut mir leid um Dich, liebe Grete, daß ich in meinen ersten Zeilen Dir ein Klagegedicht anstimmen muß. Wenn ich auch, als ich noch bei Dir war, glaubte, alles überwinden zu können, was der Militärdienst mir auferlegen würde, so sehe ich doch jetzt, daß das Überwinden nicht so einfach ist, wie ich es mir vorstellte.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Von unseren Stubenvögeln.

— Frikke hat von jeher seinen Vogel gehabt, schon als Junggefelle, und damals erst recht, aber nicht, wie böse Menschen glauben könnten, im Kofpe, sondern im Käfig. Wohl kann man jetzt draußen in Adlershof große Vögel mit ihren Ein- und Zweifedern unter furchtbarem Spektakel fliegen sehen, aber damit ist dem wahren Vogelfreund nicht gedient, er will was im Käfig haben, was piepst, singt, frisst, flattert, wenn's sein kann, auch Eier legt und brütet. Frikke ist ein Freund heimischer Vögel. Seine Lieblinge sind Stare und Rotkehlchen, von Körnerfressern der lockere Zeisig, der Hänfling und der Stieglitz, den unser Herrgott beim großen Vogelfestben belanentlich vergessen hatte. Der arme Schluder wurde dann nachträglich mit den Nesten der Palette so bunt angefrücht mit ein moderner Topfhut. Wie Frikke an der Laube einen Starlasten befestigte, später die Jungen herausbugierte und aufpäppelte, und wie dann Frau Frikke, die einen losen, aber keinen bösen Mund hat, den Kleinen Schreibhüllen mit solcher Meisterschaft das Sprechen beibrachte, daß sie als Schwäger ehrenvoll in jedem Staffelekränzchen bestehen konnten, habe ich früher einmal erzählt. Die Rotkehlchen fing Frikke um diese Zeit früher spielend mit einem Kleinen Schlagnetz. Als Köber diente ein Mehlwurm. Einem solchen Zappelfrisch können die Kleinen insektenfressenden Sänger, zu denen auch Schwarzplättchen oder Mönch, Nachtigall und Sprosser gehören, nicht widerstehen, sie heißen an und — Kapp sind sie gesungen.

Das neue Vogelschutzgesetz hat der Liebhaberei des Kleinen Mannes für heimische Singvögel den Garaus gemacht. Diese Vögel, die bei uns fast nur in Thüringen von gewerbsmäßigen Vogelstellern in Massen gefangen wurden, zum weitläufigsten Teil aber über Wien aus den österreichischen Donauländern kamen, dürfen jetzt, einerlei ob ihr Nutzen ein wirklicher oder, wie bei Staren und den meisten Finken, ein sehr zweifelhafter ist, vom Beginn des Frühlings bis zum Oktober nicht mehr verkauft werden, und der Vogelfang wird zu jeder Zeit im Jahre so schwer bestraft, daß einem die Lust vergehen kann, am hellen Tag auch nur einen einzigen Piepmatz aus dem eigenen Nistkasten der eigenen Parzelle zu nehmen. Dabei haben die wenigen heimischen Vögel, die der kleine Mann zu seiner Freude und Unterhaltung im Vauer hielt, im Haushalte der Natur nie eine Rolle gespielt. Die Massenmörder, die unsere Singvögel auf der Herbstwanderung zu Hunderttausenden fangen, sitzen in Italien, und auch bei uns wissen sich reiche Schlemmer noch immer alles, was singt und fliegt, zu verschaffen, um es als „Krametsvögel“, „Leipziger Lerchen“ und „Nachteln“ mit Behagen zu verspeisen.

Es sind nur noch wenige heimische Körnerfresser, die der Liebhaber jetzt vom Oktober ab ersehen kann. Der Dompfaff, der im Volksmunde als „dummer Gimpel“ umgeht, Zeisig, Hänfling, Stieglitz und einer unserer edelsten Sänger, der Buch- oder Edelfint, der namentlich als sogenannter „Reitzugschläger“ von Kennern des Vogelfanges hoch geschätzt wird. Der dumme Gimpel, so benannt, weil er gern den Kopf in die Schlingen steckt, die Feinschmeyer den Drosseln stellen, und elend darin umkommt, ist trotzdem keineswegs dumm, sondern sehr gelehrt. Von Hause aus nicht jangeskundig, lernt er, jung aus dem Neste genommen, aufgepäppelt und in die winzigen Garzer Bauerchen gesetzt, nach der Vogelorgel, ja nach dem Munde seines „pffifigen“ Lehrers die schönsten Liedchen pfeifen. Das schönste ist, daß nicht nur die Männchen, sondern auch die „Weiberchen“ pfeifen lernen. So sehr merkwürdig ist das eigentlich nicht, denn auch unter den Menschen soll es Weibchen geben, die pfeifen, dann müssen aber die Männer dazu tanzen! Auch Kunststücke lernt der Gimpel, so eine kleine Kanone abfeuern und den Futternapf in einem Wägelchen emporziehen. In den am Rhöngebirge gelegenen Dörfern und Weilern haben bisher arme Menschen die Abrichtung der Gimpel als Hausindustrie betrieben, und die „gelernten Gimpel“ haben von dort aus als angestaunte Karitäten die Reise in alle Welt angetreten. Das neue Vogelschutzgesetz hat auch dieser Industrie den Todesstoß gegeben.

Für die jangeskundigen heimischen Finken gibt es für den Vogelfreund, mit Ausnahme vom Kanarienvogel, der ein aus dem grünen, wilden Kanarienvogel der Kanarischen Inseln herausgezüchtetes Kunstprodukt ist, keinen Ersatz, denn die fremdländischen Körnerfresser des Handels sind den Sangesleistungen eines Edelstinken oder Bluthänflings gegenüber allesamt ganz erbärmliche Stümper.

Mit der Hangvollen Kehle heimischer Singvögel geht meist ein einfaches Kleid Hand in Hand. Frau Nachtigall ist zwar eine selbstbewußte, stolze, in ihrer Kleidung aber eine recht kleinbürgerliche Dame. Ueberhaupt die Vogelmadamen! Sie sind bescheiden, stehen abseits der Mode, sitzen auf drei Wochen lang still ergeben auf den selbstgelegten Eiern, auf den anfangs blinden und nackten Jungen, die so dem Anblick der schwarzen Ruditäten schlüpfen entzogen werden, und wenn Vögel in bunten Federn prangen, dann sind es meist die puzjüchtigen Männchen. In den Augen eines echten, züchtigen Vogelweibes ist ein aufgepolstertes Modedämchen von heute, mit Lackschuhen, Spitzenrad und Topfhut, eine lebendige, schreckliche, Tod und Verderben spendende Vogelscheu! Freilich gibt es auch Vogelmadamen in bescheidenem Kleide, und diese sind dann für Menschenaugen schwer oder gar nicht, oft nur durch ihre Stimme von den Weibern zu unterscheiden. Das ist schade, denn mancher, der einen Kanarienvogel als echten Garzer Hohl- oder Klingelroller für schweres Geld erstanden hat, mußte später die betäubende Erfahrung machen, daß der Hahn gar kein Hahn, sondern eine Henne ist. Vogelweibchen sind wohlfeil, allerdings nicht so wohlfeil wie die Menschenweibchen, denn mit letzteren erhält man oft noch bares Geld hinzu. Beim Einkauf der Vögel ist also Vorsicht geboten, zumal auch die von den Taubenliebhabern zur Unterscheidung der Geschlechter empfohlene Methode unsicher ist. Sie streuen Futter, kommt er zum Fressen, dann ist es der Täuber, kommt sie, dann ist's natürlich die Täubin.

Für den einfachen Vogelliebhaber kommen nur Körnerfressende Vögel in Frage, deren Haltung wenig Kosten und wenig Mühe verursacht. Dem Einzelsänger gebe man ein geräumiges Vauer, möglichst aus hellgestrichenem Draht — aber nie aus Kupfer- oder Messingdraht — gefertigt. Trint- und Futtergefäße sollen so beschaffen sein, daß der Vogel das Zimmer nicht beschmutzen kann. Der Boden soll ausziehbar und kastenförmig sein; man belege ihn nicht mit Papier, sondern gebe wöchentlich zweimal groben, trockenen Sand hinein. Die Sitzstangen, mindestens drei, müssen aus massivem, entrindetem Holz gefertigt sein. Hohle Sitzstangen von Bambus und Holzbauer werden zu Brutstätten für Milben und sonstiges Ungeziefer. Niemals sollte ein täglich frisch mit überschlagenem Wasser zu versetzendes Wabehäuschen fehlen, denn Baden ist jedem Vogel Bedürfnis. Nur Zugvögel, die den Winter im sonnigen Süden verbringen, Kanarienvögel, zarte Papageien und sonstige exotische Vögel verlangen im Winter eine geheizte Stube, die übrigen sind kühl aber frostfrei zu halten. Kanarien füttert man in der Regel mit einer Mischung von Rübsen und Speisamen, der man für heimische Singvögel noch etwas Mohn, geschälten Hanf, Salatsamen und als Lederei auch einige Körnchen Hanf zusetzt. Letzterer ist mit Vorsicht zu geben, weil er Fettleibigkeit hervorruft, und dann ist es mit der Sangesfreudigkeit vorüber. Neben der Alltagskost wünscht auch der Stubenvogel gelegentlich einen Lederbissen. Wie leicht ist diesem Wunsch zu entsprechen! Lederbissen sind ein Stüchchen Würfelsuder, ungeräucherter Speck, ein Mehlwurm, etwas Grünes, ein zartes Salatblatt, Vogelmiere, ein das ganze Jahr zu findendes gemeines Unkraut, eine Triebspitze der Tradesantia, einer üppig wuchernden hängenden Zimmerpflanze. Wenn all das Grüne nicht zu haben ist, dann sat man in einen Topf etwas Vogelfutter, Salat oder Gartentreffe, und nach wenigen Tagen hat man dann auch im Winter frisches, den Vögeln belohnliches Grün. Auch süßes Obst wird gern genommen, von Insektenfressern ferner die Beeren des Holunders, der Eberesche u. a., vom Gimpel die Winterknospen der Tanne und Nichte, vom Stieglitz Distelföpfe mit Samen, von

allen Körnerfressern die Samenährn des Wegerichs, die im Sommer und Herbst überall an den Feldwegen stehen, von den Ervoten die in den Handlungen erhältliche Kolbenhirse.

Lehrreich und unterhaltend ist die Vogelzucht im Zimmer. Die Neinzucht heimischer Singvögel ist sehr schwierig und nur in Vogelstuben oder großen Flugbauern möglich, leichter ist es dagegen, in einfachen Heckfäßigen Männchen heimischer Körnerfresser, namentlich von Stieglitz, Hänfling und Zeisig, mit Kanarienvogeln zu kreuzen. Die so erzielten, oft schön gefärbten Bastarde sind unfruchtbar. Fremdländische Körnerfresser sind meist leicht zu züchten, auch im Winter, so die Mövchen, ein nicht wildlebender, sondern von den Japanern gezüchteter Stubenvogel, Zebra-, Wand-, Schmetterlings-, Tigerfinken u. a. Durch Massenimporte sind diese Vögel im Preise so gesunken, daß mit ihrer früher lohnenden Zucht heute nichts mehr verdient werden kann. Bohnend ist nur noch die Zucht edler Kanarienvogel. Die Zuchtvögel müssen aus gutem Stamme sein, und zur Anlernung der männlichen Nachkommen muß ein teurer, tadelloser Vorschläger beschafft werden. Mit Stümpfern, sogenannten Zappern, deren Hauptstropfe japp, japp lautet, kann man keine Ehre einlegen und kein Geld verdienen. Der Kanarienvogel ist ein Schwerenöler, er lebt in Viehele. Zuerst gibt man ihm ein Weibchen, das, mag es schön und nett sein oder nicht, seine Lieblingsfrau wird und bleibt. Ihr hilft er beim Nestbau, bei der Brut und Aufzucht. Brütet sie, so setzt man das zweite Weibchen ein, nach dessen Brutbeginn das dritte und die — Triole ist fertig! Das zweite und dritte Weib sind die — Nebenfrauen, von denen schon im alten Testament — natürlich nicht in bezug auf Vögel — die Rede ist. Diesen Nebenfrauen, den Hofdamen, werden von „ihm“ nur jene süßen Liebesdienste geleistet, die sie befähigen, befruchtete Eier zu legen, alles übrige haben sie selbst zu besorgen. Wenn Frießle will und nicht als schon besser weiß, werde ich zur rechten Zeit über Einrichtung und Pflege der Vogelheide berichten. Hd.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Ludwig Knaus, der heute (am 5. Okt.) seinen 80. Geburtstag begeht, gehörte in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren zu den bevorzugten Liebingsmalern des deutschen Bürgerpublikums. Er war in Wiesbaden als Sohn eines wohlhabenden Mechanikers geboren und auf der Düsseldorfer Kunstakademie in der damals üblichen Weise ausgebildet worden. Seine wichtigsten Lehrjahre aber brachte er in Paris zu, wo er sich 1852—1860 aufhielt. Dann lebte er abwechselnd in Wiesbaden, Berlin und Düsseldorf, um 1874 als Leiter eines akademischen Meisterateliers definitiv nach Berlin überzusiedeln. Knaus ist einer der bekanntesten Vertreter jener jetzt glücklich überwundenen „Genre-malerei“, an der sich das Herz des Spießers erfreute, zu einer Zeit, wo man von bildenden Künsten nichts verstand und auch kein eigentliches Bedürfnis danach hatte. Damals mußten literarische Qualitäten, die jedermann mit seinem Verstande begreifen und würdigen konnte, die künstlerischen, malerischen und zeichnerischen Werte ersetzen. Die Genremaler, die dem Publikum gefallen wollten, mußten vor allem geistreiche Köpfe sein, die die Kunst des Fabulierens verstanden und in ihren Bildern kleine, selbst-erfundene, rührende oder erweiternde Geschichten, Anekdoten und Lustspielszenen amüsant vorzutragen verstanden. Nicht die Sinne und die Phantasie, die wenig kultiviert waren, sondern der Intellekt, den das damalige Blütezeitalter der exakten Wissenschaften vornehmlich pflegte und bildete, sollte beschäftigt werden. Knaus verfügte in hohem Maße über alle Eigenschaften, die zu einem derartigen Kunstbetriebe notwendig waren. Er besaß Wit und Spirit, wußte die oberflächlichen, jedem in die Augen fallenden Erscheinungen an Menschen und Dingen scharf und leicht verständlich zu charakterisieren und hatte sich durch das Studium der alten, namentlich der holländischen Meister genug künstlerische Kultur angeeignet, um nie ordinär und banal zu werden. Den Mangel an unbefangener Beobachtung und wirklicher Lebensfrische, die oft allzu aufdringliche und geschwähige Deutlichkeit, die alles sagt und der selbsttätigen Phantasie des Beschauers keinen Spielraum läßt, das gekünstelte und gekügelte Arrangement seiner Genreszenen, das immer allzu absichtlich auf die effektvolle anekdotische Pointe hinarbeitet — diese und andere Grundübel seiner Kunst kamen dem Publikum jener Zeit nicht zum Bewußtsein. Schon in jungen Jahren, während seines Pariser Aufenthalts, wurde Knaus ein berühmter und gefeierter Maler. Er erhielt die zweite goldene Medaille des Salons und das Kreuz der Ehrenlegion und eines seiner Bilder wurde — eine seltene Auszeichnung für einen deutschen Maler — für das Luxemburg-Museum angekauft. Auch in Deutschland wurde er bald allgemein geschätzt. Seine Bauern-, Kinder-, Schacherjuden- und Schusterjungenbilder kannte und liebte jedermann; die „Goldene Hochzeit“, die für einen enormen Preis nach Amerika verkauft wurde, die „Taufe“, das „Kinderfest“ (in der Berliner Nationalgalerie) u. a. gingen in Kupferstich- oder Lichtdruckreproduktion in der guten Stube des deutschen Bürgerhauses, und auch als Porträtist („Rommen“ und

„Selmholt“ in der Nationalgalerie) genoss er ein hohes Ansehen. Als dann mit Beginn der neunziger Jahre ein frischerer Wind durch das deutsche Kunstleben zu wehen begann, wurde mit vielen anderen auch Ludwig Knaus zum alten Eisen geworfen. Aber man muß es zu seiner Ehre sagen, daß er in die veränderte Situation sich mit Würde zu schiden gewußt hat. Dank seiner Intelligenz und seiner künstlerischen Bildung begriff er sofort Sinn, Ziel und Bedeutung der modernen Kunstströmung, und als vornehmer Mann, der er ist, hat er den siegreichen Jungen, die ihn aus dem Sattel warfen, stets volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit den Anton Werner und Genossen, zu denen sogar der alte Menzel zuweilen sich gesellte, hat Knaus nie gemeinsame Sache gemacht. Ja, er versuchte sogar, freilich ohne Erfolg, sich selber die Errungenschaften der neuen Kunst anzueignen. Das im Jahre 1900 vollendete Gemälde „Der Reigen“ (ideale Mädchengestalten am Meeressufer darstellend), mit dem er diesen Versuch machte, ist das letzte Werk gewesen, das er öffentlich ausgestellt hat. Der siebzigjährige, noch in vielen Kreisen geschätzte und gefeierte Künstler erklärte damals mit vornehmer Offenheit, daß er als Maler resigniert habe und der jungen Generation das Feld räume.

J. S.

Sprachwissenschaftliches.

Mit jemand deutsch reden. Deutsch und deutlich gehören ihrer Ableitung, also auch ihrem Begriffe nach zusammen. Deutsch bedeutet ursprünglich die Sprache (benn von dieser erscheint das Wort im 9. Jahrhundert zuerst gebraucht) des ostfränkischen Volkes (diot = Volk, davon diutisk, tiutsch, deutsch) im Gegensatz zum Latein, der Sprache der Kirche, der Geistlichen und Gelehrten, und damit auch im Gegensatz zu der der Westfranken (der späteren Franzosen), die sich aus der lateinischen entwickelt hatte und demzufolge auch als die höherstehende, feinere galt: kurzum die (niedere) Volkssprache. Der deutschredende Ostfranke, den man nun bald nach seiner Sprache den Deutschen nannte, verstand den romanischen westlichen Nachbar nicht. Die Predigt soll in Ostfranken nicht in lateinischer, sondern in deutscher Sprache gehalten werden, befahl Karl der Große, und in den Straburger Eiden vom Jahre 842 leistet der westfränkische Herrscher Karl der Kahle seinen Eid in deutscher Sprache, damit das, was er schwört, dem östlichen Volk da drüben verständlich, dem Inhalt nach deutlich sei. Leider zeigt sich nun schon in sehr früher Zeit die Neigung des Deutschen, das Fremde, das weit her war, höher zu schätzen als das Eigene, was „nicht weit her“ war. Natürlich geschah das auch mit der Sprache. Fremde, romanische Worte drangen in die ursprünglich reine „Volkssprache“. Höherstehende glaubten feiner zu erscheinen in ihrer Ausdrucksweise, wenn sie für gewisse, in der Heimsprache etwas derb klingende Bezeichnungen die des Westens einsetzten. Und ist es nicht noch heute so? Dem Volke im allgemeinen waren die fremden Ausdrücke naturgemäß zunächst unverständlich; wer ihm gegenüber deutlich werden wollte, mußte (und muß noch heute) deutsch reden. So erhielt denn der Ausdruck „mit jemand deutsch reden“ den Sinn von „deutlich reden“. Er hat ihn noch heute, und auch der Nebensinn fehlt nicht, der den deutschen Ausdruck unfeiner, derber erscheinen läßt als den fremden. Deutlich und derb sind die beiden Begriffe, die wir heute für das „Deutschreden“ einsetzen können. Von den zahlreichen Belegstellen nur wenige. In dem Fastnachtspiele von Conz Jwergen (15. Jahrh.) heißt es: „Du weißt es wohl, wenn ich dir's ja Teutsch sagen soll“, und in Brants Narrenschiff (1494): „Ich sag dir tiutsch, wie ich das mein.“ Ja, das Spiel des Hans Sachs vom Wäsen Weib kennt sogar eine Steigerung davon: „Wilt, das ichs teutsch (deutlicher) sagen sol?“ meint die Magd ihrer Frau gegenüber. Wenn endlich Lessing im Jungen Gelehrten (II 2) sagt: „er ist deutsch genug, mir gerade ins Gesicht zu sagen . . .“, so ist hier der Uebergang von der Sprache auf den Sprechenden vollzogen, wie wir ihn noch heute in der Bezeichnung haben: ein alter Deutscher, d. h. in seinen Ausdrücken deutschdeutlicher, freilich auch unerkennbar etwas derber Mann. Beachtenswert ist der Unterschied in der Rechtschreibung; es heißt: er spricht gut Deutsch (Hauptwort); aber: mit dem müßte einmal deutsch (Umstandswort) gesprochen werden. — Nebenbei: Wie der Germane sein „Deutsch reden“, so hatte der Römer (Cicero, Phil. 7, 17) sein „Latine loqui“, lateinisch reden, ebenfalls im Sinne von „deutlich reden“.

Naturwissenschaftliches.

Die Flimmerbewegung im Tierreich spielt als eine besondere Art der Fortbewegung keine geringe Rolle. Manche Zellen besitzen an ihrer Oberfläche oder an einem Teil davon feine, ziemlich lange Haare oder Wimpern, die bei besonderen Anlässen in eine unauffhörliche schwingende Bewegung geraten. Diese Bewegung hat man die Flimmerbewegung genannt, die mancherlei Zwecken zu dienen hat. Nur ein einziges Flimmerhaar besitzen die männlichen Samenzellen, die sich dessen gerade wie eines Ruders bedienen. Mit Hilfe schlagender, pendelnder Bewegungen gelangt das Samensäckchen in der Flüssigkeit der weiblichen Geschlechtsorgane an das Ei und bohrt sich seinen Weg in dessen Innern. Viele einzellige Lebewesen sind mit einem Kranz von Flimmerhaaren an ihrer Oberfläche bedeckt, die Wimperinfusorien oder Zillaten, und benutzen diese sowohl zu ihrer eigenen Fortbewegung gerade wie die menschlichen Samenzellen, die man wegen dieser Fähigkeit der aktiven Fortbewegung auch „Samentierchen“

genannt hat, als auch zum Nahrungsfang. Bei höheren Tieren, speziell beim Menschen, finden sich Flimmerzellen auf gewissen Schleimhäuten namentlich der Atmungs- und Geschlechtsorgane. Die Flimmerbewegung pflanzt sich wellenförmig von einer Zelle zur anderen immer in derselben Richtung fort und ist nicht unpassend mit der Bewegung eines Kornfeldes verglichen worden, dessen Halme vom Winde nacheinander nach derselben Seite gebeugt werden. Die flimmernden Zellen der Schleimhäute der Luftröhre und ihrer Verzweigungen, die bis tief in die Lungen hinein führen, der sogenannten Bronchien, dienen dem Zweck, Fremdkörper, wie Staub und Ruß, ferner Schleim aus der Lunge durch die Luftröhre und den Nasenrachenraum nach außen zu befördern. Deshalb bewegen sich die Flimmerhaare des gesamten Atmungskanals in dieser Richtung, also von innen nach außen. Auch der Eileiter der weiblichen Individuen, der die Verbindung zwischen Eierstock und Gebärmutter herstellt, ist mit Flimmerhaaren bedeckt, welche in der Richtung nach der Gebärmutter zu, also nach außen bewegt werden. Hier dient die Flimmerbewegung dazu, das weibliche Ei, nachdem es sich aus dem Eierstock gelöst hat, durch den Eileiter hindurch bis zur Gebärmutter zu treiben. An einer Stelle der letzteren setzt es sich fest, um sich entweder, falls es befruchtet worden ist, zum Embryo zu entwickeln, oder sich im anderen Falle allmählich wieder zurückzubilden. Man sieht also, daß die Flimmerbewegung auch im Organismus der höheren Tiere eine recht bedeutende Rolle spielt. Es ist das Verdienst des vor kurzem verstorbenen Berliner Physiologen Wilhelm Engelmann, die Flimmerbewegung genauer studiert zu haben. Von ihm rührt auch die sogenannte Flimmermühle her, eine Vorrichtung, mit der sich die Kraft des Flimmerschlages messen läßt. Engelmann hat auch die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Flimmerbewegung gemessen und zu mindestens 0,5 mm in der Sekunde oder 3 cm in der Minute berechnet. Es ist dies eine recht bemerkenswerte Geschwindigkeit, wenn man bedenkt, daß es sich um winzige, nur mit schärfster Vergrößerung sichtbare Härchen handelt, deren Hin- und Herschlagen die Flimmerbewegung darstellt. Auch die Kraft der Flimmerbewegung ist eine verhältnismäßig große. Im übrigen unterliegt sie denselben Gesetzen wie die anderen Lebenserscheinungen der Zellen; durch übermäßige Hitze oder Kälte, durch starke Chemikalien kommt sie zum Verschwinden, stirbt ab. Auch hieraus sieht man, daß die Natur recht mannigfache Wege befolgt, um zu ihren Zielen zu gelangen. Eine immerhin nicht ganz gewöhnliche Art der Bewegung, die sich aber von den niedersten Lebewesen an, den Einzellern, bis herauf zu den höchstorganisierten Tieren findet, stellt die Flimmerbewegung dar. W.

Geologisches.

Eine neue Vulkanart. Die Vulkane der Erde sind durchaus nicht sämtlich gleichartig. Lassen sich schon bei ihnen nach dem Aufbau und der Tätigkeit bezm. den von innen aus dem Schoß des Erdinnern aus Tageslicht beförderten Körpern verschiedene Gruppen unterscheiden, so kommt dazu wieder noch eine gewisse Mannigfaltigkeit der erloschenen oder schon seit langer Zeit abgestorbenen Vulkane. Um sich richtig vorzustellen, welche große Verschiedenheiten in solchen Vulkanruinen herrschen, braucht man nur auf deutschem Boden sich ein wenig umzusehen und etwa die noch nicht so sehr weit voneinander entlegenen Gebiete des Vogelsberges einerseits und des Siebengebirges und dann vor allem der Eifel mit dem berühmten Raacher See andererseits zu vergleichen. Am Vogelsberg nur noch eine mächtige Glode von alter Lava, in der Eifel wohl erhaltene Kratere, an deren Rändern sich noch die Aschen und Bomben fast so vorfinden, wie sie die vulkanische Kraft dort vor jenen ungezählten Jahrtausenden emporgeschleudert hat. Zu den merkwürdigsten vulkanischen Erscheinungen überhaupt gehören die eigentümlichen mit vulkanischem Material erfüllten Röhren, die an einigen Stellen der Erde nachgewiesen worden sind. Außer in Schottland treten sie in der Schwäbischen Alb auf, wo Professor Branca ihnen ein musterträgliches Studium gewidmet hat. Auch die sonderbaren Gebilde, in denen sich die diamantführende blaue Erde in Südafrika vorfindet, sind dazu gerechnet worden. Nach der bisher angenommenen wissenschaftlichen Erklärung sind diese Röhren durch vulkanische Explosion von unten her wie durch einen Sprengschuß glatt durchschlagen worden, eine Annahme, die der Vorstellung freilich noch einige Schwierigkeit bereitet. In der deutschen Wissenschaft haben sie die Bezeichnung Luffmaare erhalten, weil sie in kleinerer Form die bekannten Maare, kesselartige Kraterensenkungen, der Eifel nachzuahmen scheinen, und mit vulkanischem Tuff erfüllt sind. Lohmann will in einem vor der Deutschen Geologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag die Bezeichnung Luffned einführen. Er beschreibt außerdem eine neue Form dieser eigentümlichen Naturgebilde, die er im Mula-Tal des östlichen Néz-Gebirges in Ungarn nahe der Siebenbürgischen Grenze entdeckt hat. Dies Gebiet ist wegen seiner jungvulkanischen Tätigkeit berühmt, und namentlich in der von Lohmann untersuchten Gegend zeigt sich ein prächtiges Nebeneinander von jungvulkanischem Gestein und einem gewöhnlichen Kreidefandstein, wodurch dieser in sonderbarer Weise infolge der Einwirkung der vulkanischen Hitze verändert und zu großer Festigkeit umgeschmolzen ist. Hier fand nun Lohmann gleichfalls vulkanische Durchschlagsröhren, die durch eine Unterlage von allen

Schiefern bis in die darüber liegende Kreide hinaufreichen, aber die Oberfläche nicht ganz erreichen. Die vulkanischen Massen sind also gewissermaßen in der Erde stecken geblieben. Nach der Entdeckung dieser neuen Art unterscheidet Lohmann jetzt vier Typen von Luffmaaren oder Luffned, nämlich den der Schwäbischen Alb, der von unten bis oben eine glatte Röhre darstellt; den von Schottland, bei dem die angrenzenden Schichten nach unten gebogen sind; den von Südafrika, wo die Schichten nach oben gebogen und am Ausgang der Röhre trichterförmig ausgeprengt sind; endlich den von Ungarn, wo die Röhre, nach oben etwas erweitert, unter der Oberfläche ihr Ende findet, diese aber doch in der Weise beeinflusst hat, daß über ihr die Schichten durch die vulkanische Kraft etwas aufgewölbt worden ist.

Technisches.

Elektrische Zugabruheinrichtung. Die bis jetzt zum Eisenbahnbetrieb als unbedingt zugehörig betrachtete Figur des Pfortners mit der mächtigen Glode und dem mehr oder minder stark entwickelten Organ, der sein: Einsteigen zum Zug in der Richtung nach —! oft nur zu bergelich in den Wartesälen geltend machen mußte, dürfte allmählich einem neueren Apparat, der elektrischen Zugabruheinrichtung für Wartesäle Platz machen. An Stelle des Menschen ist auch hier die Elektrizität getreten, die sich ohne besondere Anstrengung durch optische und akustische Mittel in dem stärksten Wartesaalbetrieb durchsetzen kann. Die Anzeigevorrichtung, die bereits in mehreren Bahnhöfen wie in Halle, Stettin, Eberswalde u. a. m. in Benutzung ist, besteht aus einer Tafel mit so viel Feldern, als Zugrichtungen und Zuggattungen anzuzeigen sind. Diese Felder erscheinen für gewöhnlich mattweiß. Soll ein Zug angekündigt werden, so werden Glühlampen, die sich hinter dem betreffenden Feld befinden, von irgend einer Stelle aus eingeschaltet, wodurch die transparente Aufschrift erscheint. In der Regel sind für die verschiedenen Zuggattungen verschiedene Farben gewählt und zwar: für Personenzüge schwarze Schrift auf weißem Grunde, für Eilzüge weiße Schrift auf blauem Grunde und für Schnellzüge weiße Schrift auf rotem Grunde. Die verschiedenen Farbwirkungen werden dadurch erzielt, daß die Buchstaben in farbige Glasscheiben eingeklebt sind. Die transparente selbst besteht aus dieser Glasscheibe und einer zweiten dahinterliegenden. Zwischen beide ist ein lichtdurchlässiger Stoff gelegt, der das Feld eben so lange matt weiß erscheinen läßt, als die dahinter befindlichen Glühlampen nicht eingeschaltet sind. Mit der Tafel ist ein elektrisches Läutewerk verbunden, das beim Einschalten einer Lampenreihe betätigt wird und durch sein Läuten die Aufmerksamkeit auf die Anzeigevorrichtung, die gewöhnlich hoch an einer Wand des Wartesaales montiert ist, lenkt. Die Abruferanlage kann entweder von ein und demselben Beamten e- und ausgeschaltet werden, oder aber es findet die Einschaltung z. B. durch den Pfortner statt, während das Auslösen durch den Bahnfreigeamten nach der tatsächlich erfolgten Abfahrt des Zuges geschieht. Die Einrichtung bedeutet einerseits eine Entlastung des Bahnpersonals, andererseits auch eine Bequemlichkeit für die Reisenden.

Fortschritte im Bau von Großgasmaschinen

Die Großgasmaschinentechnik begann erst im Anfang dieses Jahrhunderts wirtschaftlich günstige Leistungen aufzuweisen; ihr Entwicklungsgang verfolgt den gleichen Weg wie die Industrie gangbarer kleiner Gasmaschinen, die erst nach zehnjähriger Prüfungszeit Ende der siebziger Jahre industriell verwendbare Maschinen lieferte. Nach den hervorragenden Ergebnissen der Ausnutzung von Hochengasen durch Großgasmaschinen geht man indes in beschleunigtem Tempo mit der Einführung von Großgasmaschinen voran: Von 50 deutschen Metallwerken bedienen sich nach den letzten Feststellungen bereits 45 der Großgasmaschinen, um die Abgase der Hochöfen und Koksanlagen auszunutzen. Eine bemerkenswerte Leistung auf diesem Gebiete ist die kürzlich erfolgte Inbetriebsetzung von vier riesenhaften Großmaschinen mit einer Leistung* von nicht weniger als je 4000 Pferdestärken. Veranlassung zur Konstruktion dieser riesenhaften Maschinen ergab sich bei dem Wiederaufbau des durch Erdbeben zerstörten San Franzisko; sie befinden sich in der Kraftzentrale des Elektrizitätswerkes zur Lieferung von Strom für die elektrischen Bahnen. Man beabsichtigt die Kraftzentrale bis zu 50 000 Pferdestärken mit Gasmaschinen auszurüsten und zwar auf Grund günstiger Betriebsergebnisse mit der Verwendung von Wassergas aus Kohöl, das in einer besonderen Generatorenanlage hergestellt wird. Die Maschinen sind dauernd mit 15 Proz. überlastbar, für kurze Zeit kann die Belastung auf etwa 5300 Pferdestärken gesteigert werden; sie sind mit Drehstromgeneratoren gekuppelt. Man rühmt der Konstruktion nach, daß die Maschinen innerhalb 55 bis 120 Sekunden vom Stillstand auf ihre volle Tourenzahl gebracht werden können. Für Deutschland neu ist die bei diesen Maschinen angewandte Zündung. Zur Erzielung eines großen Funkens, der gleichzeitig mit der Zündung die Verbrennungsrückstände am Zündhebel beseitigt, wendet man Hochspannungsstrom an und zwar durch Einschaltung einer Leydener-Flasche in die Zündleitung. Die Ladung der mit einem Glasverschluß versehenen Flasche erfolgt durch eine Spule, die den Strom aus einem 8 Volt-Akkumulator entnimmt.

H. A.